

Lord Phipps sucht einen Spleen

Stimme von Katja

Lord Basil Phipps, 49 Jahre alt und ohne Beruf — son stand es wenigstens in seinen Papieren — wohnte in London SW 1, North Street 15, gleich hinter Westminster Abbey. Nachbar des Herzogs of Marlborough, waren die Häuser von ihren Vorfahren gleichzeitig erbaut worden, schmal niedrig und von außen recht unscheinbar. Innen gab es die üblichen englischen zwei Stiegen und erstaunlich viele Zimmer. Niemand hätte ein vorübergehender Fremder in jenen schmalen niedrigen Häusern solche Zimmerflucht vermutet.

Der 49jährige Lord war groß und schlank, seine Haut hatte die Farbe hellen Leders und er erfreute sich bester Gesundheit. Dies war allerdings auch das einzige, was ihm Freude machte, denn sonst vermochte ihn nichts zu erheitern. Mancher beneidete Sir Basil Phipps. Eingeweichte, denen bekannt war, daß der Lord ein großes Vermögen hatte, angelegt in Plantagen britischer Kolonien und hinter den vermauerten Fenstern der Bank von England. Was konnte man mit soviel ungezählten Pfunden beginnen? Jeder hätte es gewußt. Nur Lord Basil Phipps wußte es nicht. Die Welt war dreimal von ihm bereist worden. Selbstverständlich mit Coof und ebenso selbstverständlich streng nach dem Baedeker. Was mit drei Sternen darin bezeichnet war, das hatte Lord Phipps gesehen und gebührend bewundert. Auch wenn er nichts davon verstand. Oder wenn es ihm im Grunde gar nicht gefiel. Das Ergebnis dieser dreimaligen Weltumkreisung war Lord Phipps berühmte Pfeifensammlung. Schag-Pfeifen und Indianer-Pfeifen, holländische Tonpfeifen, arabische Gashisch- und chinesische Opium-Pfeifen, Pfeifen der Eskimos und Wasserpfeifen der Orientalen wies diese Sammlung auf. Doch wenn man sie immer wieder gesehen hatte — so verlor das mit der Zeit an Reiz. Auch eine Bridge-Bibliothek besaß Lord Phipps. Sie war nicht weniger bekannt als seine Pfeifensammlung. Die Bridge-Bücher bildeten Basil Phipps einzige Lektüre. Sonst liebte er Gedrucktes nicht. In seinem Haus gab es außer der Köchin kein weibliches Wesen. Alle anderen Obliegenheiten wurden vom männlichen Personal besorgt. Der Lord hatte etwas gegen Frauen. Er fand sie unbequem und störend. Zu selbstfüchtig, um sich anpassen zu können, war er deshalb Junggeselle geblieben. Kurzer Bridge und Klub gab es für Phipps nur noch das Golfspiel. Aber auch das betrieb er in der letzten Zeit nicht mehr mit der gleichen Leidenschaft.

„Stehen Sie früh auf, gehen Sie spazieren,“ meinte der Arzt, dem Phipps sein Leid klagte. Eine Zeitlang fütterte der Lord gehorsam jeden Morgen die Schwäne im Park von St. James. Dabei stellte er erstaunt fest, daß es Leute gab, die um diese Zeit schon an die Arbeit gingen. Sie musterten Sir Phipps manchmal mit geringschüssigen, manchmal mit belustigten, hin und wieder aber auch mit finsternen Blicken, wenn er so vor dem großen Teich stand und den

Tieren voll nachlässiger Langlewile Brotkrumen in das stille, glatte Wasser warf. Schön war die frühe Morgenstunde in St. James. Blätter und Blüten dufteten, milde Luft schmeckte feucht nach frischem Tau, die Morgensonne wärmte, ohne zu brennen, und der Himmel erstrahlte in feurigem Rot. Doch der Reiz dieser Neuheit ging bald vorüber. Und gähnend erklärte Lord Phipps eines Abends seinem Kammerdiener Henry, er solle ihn morgen nicht wieder um sechs Uhr wecken; die Schwäne seien bereits zu dick und er selber zu abgepannt. Von jetzt an wolle er wieder so lange schlafen wie gewöhnlich. Das hieß — bis er von selbst erwache. Der Diener verbeugte sich. Er kannte nur ein Amt: gehorchen.

Lord Basil Phipps saß in seinem Klub in Pall Mall. Rings um ihn waren die Klubgefährten versammelt. Der Lord kannte viele Menschen. Aber er hatte nicht einen einzigen Freund. Es gab solche, die seinen Befehlen folgen mußten und solche, die ihn einluden, aufsuchten oder anhörten. Doch es gab niemanden, zu dem Basil Phipps „du“ sagte. Der ihm vertraut war. Formlos und ohne Worte. „Ich langweile mich,“ klagte Sir Phipps, ich langweile mich geradezu tödlich. Wer kann mir sagen, was ich tun soll, damit die Zeit nicht mehr so träge dahin schleicht, sondern wieder den raschen Lauf meiner Jugendjahre annimmt?“ Die Klubgefährten hörten ihn amüsiert an. Ein weißhaariger Herr mit jugendlichen Gesten und blühendhellen Augen rief dem müde Daßenden zu: „Lassen Sie sich doch als Kandidat der

Tories aufstellen, im Parlament haben Sie Abwechslung genug.“ — Phipps winkte ab. „Weshalb? Die soziale Frage interessiert mich nicht, Lord Gray. Für mich ist sie gelöst. Es müßte schon irgend etwas Tolles sein, was meine lethargie erschüttern könnte. Krieg? Vielleicht auch Revolution? Aufstand in Indien? Sabotage in Afrika? Was weiß ich!“ Einer der Umstehenden lachte laut. Es war Lord Cecil Vane, Herr im Dunkeln von unzähligen Zeitungen, die die öffentliche Meinung Englands konservativ beeinflussten.

„Ich hab's, lieber Phipps. Geben Sie doch ein Inserat in den Times auf. Aelterer Herr sucht Spleen oder so ähnlich.“ Der Lord überlegte. Nur eine Sekunde. Dann sprang er auf, mit einer Elastizität, die ihn keiner mehr zugestanden hätte. — „Vane, old boy, das ist eine Idee. Wonderful. Ich werde noch heute abend meinem guten Henry sagen, daß er mir ein paar Textentwürfe machen soll. Übermorgen können Sie bestimmt das Inserat in den Times lesen.“ Phipps drückte Vane begeistert die Hand. „Ich danke Ihnen. Ich gehe sofort nach Haus. Jedes Gefühl von Langlewile ist bereits verschwunden. Wie wird das werden, wenn es schon so anfängt?“ Basil Phipps verabschiedete sich kurz von den anderen und stürzte fort. Lord Vane bot Lord Gray eine Zigarre an und sagte, während er sich vom Klubdiener Feuer reichen ließ, höhnisch voll: „Unser Phipps sucht einen Spleen und weiß nicht, daß er ihn schon längst hat. Sondern bares Volk, wir Engländer...!“

„Times“-Leser sind die aufmerksamsten Leser der Welt. Sie pflegen in ihrem Leitblatt keine Zeile auszulassen. Sie beginnen beim Leitartikel und enden mit der letzten Annonce. So konnte denn halb London am zweiten Tage, nachdem Sir Basil Phipps den Ratsschlag seines Klubkollegen Lord Vane erhalten hatte, folgenden Inserat lesen:

„Reicher Mann, tödlich gelangweilt, begrüßt jede Anregung auf Spleen oder sonstigen amüsanten Zeitvertreib.“

Jack Hubbard, früher Kohlenrigger, jetzt Dockarbeiter, entdeckte die Anzeige, mit deren Seite sein jamgestrichenes Frühstücksbrot umwickelt gewesen war, im Angesicht des rauhen grauen Themschafens und inmitten der nebelzerrißenen stinkig-schwarzen Londoner Luft. „Schwein von Nichtstuer,“ schimpfte er laut — denn Jack Hubbard war nicht fein — „weiß nicht wohin mit seinem Geld. Dir würde schon der Spleen vergehen, du Naß, wenn du hier alle Tage Wiesenschafeln von der Bordwand kratzen müßtest wie ich.“

Bankbuchhalter Robert Merton, hinter den vermauerten Fenstern der Bank von England, laute an seinem Federhalter, schüttelte den Kopf. „Komisch, auf solche Gedanken kommt unsreiner gar nicht. Wenn man die ganze Woche Kolonnen addiert, freut man sich auf den Sonntag.

Die ihr gemordet...

Die ihr gemordet und begraben wäret ihr für immer stumm gemacht. Sie sind nicht stumm, ihr hört sie schreien, wenn ihr, mit Angst im Herzen, lacht.

Und wenn ihr singt, spürt an der Kehle ihr eine kalte Anechensfaust. Drum überbrüllt ihr jede Stille und dunkle Furcht, die in euch haust.

Des Nachts die Gräbernebel steigen empor aus tiefster, dunkler Gruft. Die unterdrückten Todeschreie verdicken euch die Atemluft.

Ihr greift entsezt nach jenen Schatten, die auf euch wuchsen schwer und breit. Der Toten Schrei steht starr im Dunkel: O wartet nur — 's ist noch nicht Zeit!

So tief die Toten auch begraben, Sie kommen zu euch, Nacht für Nacht. Und jede Nacht, bis ihr dann endlich zum Morgen des Gerichts erwacht.

Hans Kirner.

Spazierengehen mit Mabel im Hyde-Park, einmal schiebt sie den Kinderwagen, einmal ich... Robert Merton verlor sich minutenlang in Träumereien.

Ein Boot glitt die Themse bei Richmond hinunter. Richtung Maidenhead. Bob Pelham hielt die Zeitung auf seinen Knien und ließ die Ruder treiben. Plötzlich lachte er hell. „William,“ rief er seinem Skaut-Bruder zu, „da, lies mal. Old-England — etwas verrückt. Und so was lebt noch.“ William las, knurrte: „Hoffentlich nicht mehr lange.“

Ein Tramp legte sich zur Ruhe im Obdachlosenstahl der Heilsarmee von Whitechapel. Verschnupfte Zeitungsblätter, aufgesehen im Müllstein, entzifferten seinen Händen. „Der hat noch nie im Leben Kofhdampf geschoben, dieser Spleensucher,“ waren seine letzten Gedanken vor dem Einschlafen.

Henry, der Kammerdiener, lächelte. Nun hatte er schon einen Waschlorb herbeigeschafft, und auch der reichte nicht aus, um die Fülle von Briefen zu fassen, die als Antwort auf Lord Basil Phipps Inserat in den „Times“ eingegangen waren. Der Lord rieb sich vor Freude die Hände. Vergnügt klopfte er seinem Diener auf die Schulter. Endlich, Henry, für ein paar Stunden Beschäftigung. Komm, wir wollen ans Sortieren gehen.

Viele Zuschriften versuchten schon rein äußerlich ihren „Spleen“ zu zeigen. Da gab es rote Numeris, und die Adresse war scharf drüber hingewischt. Einige hatten die Marken verkehrt oder in wildem Durcheinander aufgestellt. Andere sandten schwarzumrandete Briefe. Doch erwies sich ihr Inhalt als banal und recht alltäglich. Basil Phipps legte sie schnell beiseite. Schließlich nach langem mühevollen Sichten zog der Lord fünf Vorschläge in engere Erwägung. Es waren die eines Kapitäns, eines Käsefabrikanten, einer Verkäuferin, eines Schriftstellers und eines Filmstars.

Der Kapitän schrieb: „Seit vielen Jahren befahre ich das Segelschiff ‚Polonia‘. Auf der

letzten Reise habe ich die Galleons-Figur am Bug meines Schiffes durch einen Sturm verloren. Wollen Sie an ihrer Stelle die nächste Fahrt mitmachen?“

„Ich mußte gestern den Mann, der bei mir die Löcher in den Käse bohrt, hinausschmeißen,“ berichtete der Fabrikant. „Wäre das nicht ein Posten für Sie?“

„Ich bin Verkäuferin bei Selfridge in der Oxford-Street. Meine Kolleginnen nennen mich das spleenigste Frauenzimmer auf Erden. Nach Ihrem Inserat zu urteilen, scheinen Sie, Sir, der spleenigste Mann zu sein. Heiraten wir einander! Unser Kind wird man dann das spleenigste Kind der Welt nennen.“

Der Schriftsteller bemerkte: „Vor mehreren Monaten habe ich einen Roman beendet, der das soziale Leben Englands in der heutigen Zeit so schildert wie es wirklich ist. Kein vernünftiger Verleger will das Buch herausbringen. Machen Sie sich den Spleen, es zu veröffentlichen!“

„Das Leben langweilt mich ebenso tödlich wie Sie,“ klagte die blondhaarige Gladys Sunshine, der britischen Halbinsel beliebtester Filmstar. „Ich schläge Ihnen daher vor: Kommen Sie mit mir in die Stratopshäre. Von dort wollen wir gemeinsam auf die ganze Welt spucken!“

Schon war Lord Basil Phipps nahe daran, sich für den Vorschlag der Filmdiva zu entscheiden — in diesem Augenblick brachte der Hausmeister ein gelabeltes Telegramm. Phipps rief es auf, überflog es und schrieb dann begeistert: „Henry — da, nimm, sieh, das ist der Spleen, auf den ich gewartet habe!“ Und der Kammerdiener ergriff die Depesche, hielt sie mit würdiger Miene in respektvollem Abstand und las laut:

„Soeben Inserat gelesen stop erbitte vorläufig Ablehnung jeglichen Angebots stop habe folgenden Vorschlag stop treten Sie ein für Pachtung der Zins knechtschaft stop garantiert amüsanter Spleen stop ganz England lacht und Sie werden Diktator.“

G o e t t e l s .

Das Mädchen aus der letzten Kaste

Eine merkwürdige Geschichte von Georg Zende.

Im auswärtigen Amte am Ballhausplatz in Wien herrschte große Aufregung. Zum dritten Male im laufenden Monate wurde ein neuer Chef ernannt. Eben hatte sich sein Vorgänger von den Beamten verabschiedet und der Neue unter zahlreichen Versprechungen vorgestellt.

„Gott sei Dank, daß die fade G'schicht' endlich aus ist,“ sagte Hofrat Dr. Braumstingl zu seinen Abteilungskollegen Sekretär Brunner und Konzeptionspraktikant Dr. Lieblich. „Schredlich, vier Uhr ist es schon, nun muß ich aber schau, daß ich z' Haus' komme, meine Frau wird schon mit dem Essen warten.“ „Na, Sie haben es gut, Herr Hofrat,“ meinte Brunner; „Sie kriegen auch jetzt Ihr gutes Mittagessen, aber wir armen Jungesellen müssen um die Zeit im Kaffeehaus mit einem kalten Imbiß vorlieb nehmen.“ Dr. Braumstingl schmunzelte: „G'schieht Euch schon recht, was habi's nicht geheiratet, aber wissen's was, meine Herren, kommen's mit mir z' Haus, meine Frau wird sich freuen, Sie wieder einmal zu sehen.“ „Na, wenn wir der Gnädigen keine Umstände machen,“ warf Dr. Lieblich ein, „aber nig,“ brunnerte der Hofrat, „Ahr kommi's mit und haßt!“

Die drei Altenbeherrscher bestiegen ein Autotaxi, welches sich anscheinend aus dem technischen Museum in die innere Stadt verirrt hatte, und landeten in verhältnismäßig kurzer Zeit, gerüttelt und geschüttelt, bei der reizenden Einfamilienvilla Dr. Braumstingls in der Sternwartestraße.

Eine entzückende Brünette mit etwas dunklem Teint in der vollen Weiblichkeit von 30 Jahren stand im Garten und winkte erfreut: Na das ist aber nett, daß sich die Herren einmal anschauen lassen, ich habe schon in der Mittags-Zeitung gelesen, Ihr habi's wieder einen neuen Minister; so was muß ich immer mit meinem Essen büßen, aber bitte nur weiter zu kommen, Sie werden schon einen Mordshunger haben. Nur mache ich die Herren gleich aufmerksam, wir haben nur ein ganz einfaches wienerisches Mittagmahl, denn auf so hohen Besuch war ich nicht gefaßt.“ „Aber gnädige Frau,“ sagte Brunner, „Ihre Küche ist doch berühmt und gerade das gefällt mir, daß Sie in der Kost die deutsche Einfachheit lieben.“ Dr. Lieblich lächelte. „Aha,“ meint Brunner, „der „rote“ Praktikant grinst schon wieder, wenn der was vom Deutschtum hört; wissen Sie, er ist nämlich etwas international angebaut.“

„Politisch Lied, ein garstig Lied, Herr Sekretär,“ unterbrach Frau Grete Braumstingl, während man im Speisezimmer anlangte.

Es war tatsächlich ein echt wienerisches Mittagmahl: Zuerst eine Leberknödelssuppe, dann ein Riesenbeinsfleisch mit Heurigen und Gurkensalat und als piece de resistance ein meterlanger Apfelstrudel. Die Gäste waren begeistert. „Na,“ sagt Dr. Braumstingl, „meine Grete laßt sich's nicht nehmen, selber zu kochen, die Köchin ärgert sich damisch darüber.“ „Jetzt weiß ich, warum es mir gar so geschmeckt hat,“ schmeichelte der Schwereidner Dr. Lieblich.

Nun zog man sich in das Herrenzimmer zurück, versank in die weichen Klubessel, das pitante Stubenmädchen, welches mit Dr. Lieblich verstohlene Blicke wechselte, servierte Koffa und Liköre, die Herren zündeten sich Zigarren, Frau Grete eine Zigarette an und man erholte sich von dem einfachen, aber reichlichen Mahle.

„Da sieht man wieder,“ unterbrach Brunner die feierliche Stille, „die tüchtige deutsche Hausfrau, noch dazu eine waschechte Wienerin! Na, so was muß angeboren sein.“ „Aber geh'ns Kollege,“ widersprach Dr. Lieblich, „jeder Mensch paßt sich seiner Umgebung an, man braucht gerade kein geborener Wiener sein und kann doch wienerisch fühlen und handeln.“ Brunner kam in Saft: „Nein, mein Lieber, auf die Kasse kommt es an.“ „Nun und was ist's mit dem Neger-Portier, der nach Wien zuständig ist und den Krieg bei den Deutschmeistern mitgemacht hat; ist das vielleicht kein Wiener?“ „Na, das ist doch ungläublich,“ schrie Brunner, „so eine Zumutung, ein Neger,“ „aber meine Herren, Sie werden doch nicht streiten,“ beschwichtigte Dr. Braumstingl. „Herr Hofrat entscheiden Sie,“ meinte Dr. Lieblich. „Ach werde mich hüten,“ erwiderte der Hofrat, „aber passen's auf, meine Herren, ich erzähle Ihnen eine Geschichte, die auf diesen Diskurs paßt.“ „Bravo, Herr Hofrat,“ riefen beide.

Dr. Braumstingl lehnte sich in seinen Fauteuil zurück und begann: „Es war vor ungefähr 17 Jahren, ich war Attache bei der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Kalkutta,“ hier erhob sich Frau Grete: „Entschuldigen die Herren, ich habe mit dem Gärtner etwas Wichtiges zu besprechen“ und begab sich in den Garten.

„Ich war damals jung und lebenslustig,“ fuhr der Hofrat fort, „es hat kein Nachlokale in Kalkutta gegeben, welches ich nicht gekannt habe, mit den berühmten indischen Bajadern war ich immer gut Freund, hasardiert hab' ich auch im Klub, kurz, ich habe halt gelebt, wie man eben mit 25 Jahren lebt. Da fuhr' ich einmal mit meinem Wagen durch das Eingeborenenviertel und sehe, wie ein langer Jnder auf ein halbnacktes Mäd'l von ungefähr 14 Jahren mit der Peitsche loshaut. Ich reiße ihm die Peitsche aus der Hand und sage in feiner Sprache, die ich ein wenig gekannt habe, „Du Hund, was schlägst Du denn das Kind,“ worauf er sagte: „Sabib, dieses Mädchen gehört in die Kaste der Baria. Ihre Eltern sind gestorben und jetzt ist sie meine Magd. Da sie es mir nicht recht machte, schlug ich sie, gehört sie doch zur niedrigsten Kaste.“

Das arme Mäd'l hat geweint und geschluchzt, trotz ihrer Heben und den schmutzigen Büßen hat man doch gesehen, daß es ein selcher Kerl ist; kurz, ich sage zu dem Jnder: „Dieses Mädchen geht mit mir“. Er protestierte: „Nein, Sabib, sie gehört mir, außer Du wirst sie kaufen.“ Ich habe den Kerl den Inhalt meiner Brieftasche, es werden gegen 1000

Schilling in unserem Gelde gewesen sein, gegeben, habe das Mädl auf den Wagen gehoben, in meine Wohnung geführt und sie dort der Köchin übergeben, damit sie sie, wie sie liegt und steht, in die Badewanne setzt und ihr die zausigen Haare richtet. Das Mädl hat sich anfangs gesträubt, weil sie scheinbar das Wasser nicht gewohnt war, doch weil sie in einem meiner Pyjamas rein gewaschen und frisiert beim Tisch gefessen ist und ein feines Nachtmahl geschmabelt hat, ist sie zutraulich geworden. Ich hab' ihr gesagt, sie solle keine Angst haben, ich tue ihr nichts, habe sie in's Fremdenzimmer geführt und ihr geraten, sich niederzulegen. Das Mädl war ganz verwirrt, wahrscheinlich hat sie in ihrem Leben kein ordentliches Bett gesehen; nun bin ich in meinen gewohnten Klub gegangen, habe sauber versipelt, so daß mich die Kollegen mit „Glück in der Liebe“ gepflanzt haben. Wie ich z' Haus gekommen bin, schleiche ich mich in's Fremdenzimmer, — na, Herr Dr. Lieblich, grinsen's nicht, — ich wollte wirklich nichts von ihr, ich wollte nur schauen, ob sie gut schläft, aber das Bett war unberührt. Ich denke mir, sie ist aus lauter Angst abgefahren, gehe in mein Zimmer, da liegt sie ausgezogen auf meinem Bett. Wie ich komme, springt sie auf und macht ein tiefes Kompliment. „Na,“ sage ich, „Mädel, schläfst Du nicht, hast Du Dich allein geschüchelt,“ worauf sie sagte: „Sabib, es ist Pflicht einer untertänigen Dienerin, auf die Müdkunft ihres Gebieters zu warten.“ „Na, Mädl,“ sage ich, „so heitel ist es bei mir nicht, also gute Nacht, schlaf gut“ und streichelte ihr Haar. Es hat mich eine große Uebervindung gekostet, denn jetzt hab' ich erst gesehen, wie schön das Weib war, aber ich habe mir gedacht, das wäre eine Verletzung der Gastfreundschaft, das darf ich nicht tun. Da fängt sie auf einmal bitterlich zu weinen an, ich frage sie, ob ihr es bei mir nicht gefällt, da antwortete sie: „Sabib, bei Dir ist es wie im Paradies, aber,“ schluchzte sie, „ich bin ja nur eine Paria und darum verschmäht mich mein Gebieter.“ „Esel,“ sage ich zu mir selbst, nahm das nun überglückliche Mädl in meine Arme und küßte ihr die Tränen weg. Diese Nacht ist sie mein Weib geworden und ich sage Euch, meine Herren, wir haben uns wirklich wie im Paradies gefühlt.

Das Glück hat lange Monate gedauert, ich habe nicht mehr gedrückt, bin auch nicht mehr in den Klub gegangen, alle haben mich gepflanzt, aber ich habe mir nichts mehr daraus gemacht. Eines Tages hörte ich auf der Gesandtschaft Kriegsgerüchte und richtig, ich werde telegraphisch nach Wien berufen. Wie ich schlecht gekammi nach Hause kam, fällt mir meine Leila, so hieß das Mädchen, um den Hals und sagt in gebrochenem Deutsch: „Warum Schaw traurig.“ Ich sage ihr: „Jetzt heißt es Abschied nehmen, ich muß in meine Heimat.“ Sie hat nicht geweint, nicht geschrien, aber geschaut hat sie, ich sage Euch, geschaut, wie wenn sie den Tod gesehen hätte. „Schau Leila“, sagte ich, „sei gecheit, ich habe schon mit einem meiner Freunde, einem englischen Kapitän, gesprochen, er würde Dich als Kinderfräulein zu seinem Föchterl nehmen.“ „Nein,“ schluchzte sie jetzt auf, „Leila will Sabib bleiben, mitgeben.“ „Aber Kind,“ sage ich, in Wien ist es kalt und stürmisch, das bist Du nicht gewöhnt.“ „Wo Du ist gut, ich will Wien geben.“ Kurz, sie hat so lange gepenzt, bis ich ja gesagt habe. Die Freunde hätten's sehen sollen, um den Hals ist sie mir gefallen, getanzt hat sie und abgeküßt hat sie mich.

Die paar Wochen vor der Abfahrt habe ich ihr einen deutschen Lehrer gehalten, sie hat alles sehr gut lapiert, auch Manieren hat er ihr beigebracht, kurz, wie sie mit mir elegant aus-

Haus und Garten

Schutz blühender Johannis- und Stachelbeersträucher gegen Spätfröste.

Es gibt einen sehr einfachen Kniff, Johannis- und Stachelbeersträucher, richtiger gesagt deren Blüten, vor Erfrieren durch Spätfröste zu bewahren. Leider ist dieses Mittel wenig bekannt. Es besteht darin, daß die Sträucher rechtzeitig im Frühjahr mit Bindfaden (nicht Draht) zu lockeren Wesen zusammengeknüpft werden. Die Blüten schützen dann einander und bemerkenswert ist auch, daß infolge des Zusammenschürens das Laub früher treibt und zur Deckung der Blüten beiträgt. Die Einschnürung darf nicht derart erfolgen, daß die Ästen verhindert sind, an die Blüten zu gelangen. Erst wenn die Blüte vorbei ist, werden die Bänder gelöst und die Zweige vorsichtig in ihre alte Lage zurückgebogen.

Verwertung von Ruß im Obst- und Gemüsebau.

Ruß ist ein wertvoller Dünger für alle Gemüsearten sowie für Obstbäume und Beerensträucher. Holzruß enthält 1.4 Prozent Stickstoff, 0.5 Prozent Phosphorsäure und 2.4 Prozent Kali. Steinkohlenruß 2.5 Prozent Stickstoff und 0.1 Prozent Kali. Man kann damit alle drei bis vier Wochen vom Frühjahr ab düngen, und zwar ist der Ruß sehr dünn über den Boden zu verteilen, etwa auf einen Quadratmeter 40 bis 50 Gramm. Diese Menge kann man auch in Wasser auflösen und damit die Pflanzen begießen. Der Ruß ist dann ebenso wirksam.

staffiert den Lloyd-Dampfer „Bombay“ bestieg, hat niemand mehr erkannt, woher sie war.

Bei der Table d'hôte hat es noch manchesmal nicht ganz gestimmt, sie hat nie recht gewußt, wann sie das Messer oder die Gabel nehmen soll, aber bis wir nach Triest gekommen waren, hatte sie bereits ein tadelloses Benehmen und im Speisetagen des Triest-Wiener Schnellzuges haben sie die Passagiere sogar wegen ihrer eleganten Erscheinung bewundert. Ich habe ihr während dieser letzten Fahrt von unserem Wien erzählt, vom Stephansdurm, vom Kahlenberg, vom Prater, von der Donau und wie wir hinter Mödling endlich die Lichter der Großstadt erblickten, freute sie sich gerade so wie ich.

Frau Grell kam vom Garten und legte eine Hand auf ihres Mannes Schulter.

„Was ist aus dem Mädchen der letzten Kaste geworden?“ fragte Brunner.

„Wie Sie gesagt haben, Kollege, eine waschechte Wienerin und da steht sie,“ schmunzelt der Hofrat und küßt seiner schönen Frau die Hand.

Der Liebhaber vor 4600 Jahren

Archäologen haben in Indien, im Distrikt Sind, die Ruinen der alten Stadt Mohenjodaro ausgegraben und sind da auf die Spuren der außerordentlichsten Liebesgeschichten gekommen. Vor 4500 Jahren erreichte Mohenjodaro den Höhepunkt seines Ruhmes, um dann ganz von der Wildfläche der Erde zu verschwinden. Die Gelehrten schätzen, daß seine Bewohner Nachkommen einer kaukasischen Rasse seien; Männer und Frauen waren von hohem Wuchs, arisiertem



Frühling.



Sommer.



Winter.

Aussehen, so wie ihre Kunstwerke es uns offenbaren.

Sir John Marshall und seine Mitarbeiter studieren die Ruinen von Mohenjodaro seit vielen Jahren. Aber erst kürzlich haben sie im Laufe ihrer Nachforschungen ein Zimmer ausgegraben, das zahlreiche Skelette von Männern, die alle groß und jung gewesen sein mußten, enthielt. Die Skelette deuten darauf hin, daß die Männer alle im Schlaf, ohne Kampf, vom Tode heimgeführt worden waren. Die Gelehrten fanden auch noch ein anderes Zimmer, das voll von Männern und Frauen-Skeletten war — von Paaren, die den Tod im Schlaf überrascht hat.

Die Gelehrten konnten nach großen Anstrengungen die Schrift der Tafeln entziffern, die man in diesen merkwürdigen Todeskammern fand. So erfuhren sie von einer Liebesgeschichte voll Grausamkeit und Leidenschaft.

Vor 4600 Jahren lebte in Mohenjodaro ein schönes, junges Mädchen, Lipso Emu, Hohepriesterin der Stadt; in dieser Epoche herrschten die Priesterinnen über Mohenjodaro und die Hohepriesterin spielte die Rolle einer Königin.

Die schöne Lipso Emu verliebte sich in einen gewöhnlichen Sterblichen. Der Bruder der Priesterin empörte sich über die Unverschämtheit des Mannes und ließ ihn töten.

Lipso Emu empfand darüber einen ungeheuren Schmerz und großen Jörn. Aus Trost und Verzweiflung begann sie sich allen Männern hinzugeben und darauf die Liebhaber einer Nacht hinrichten zu lassen. Dann verkündete sie, daß sie göttlichen Ursprungs sei. Sie umgab sich mit schönen jungen Frauen und feierte mit ihnen die tollsten Orgien. Das Land stöhnte unter dem Zwang der Abgaben, die dafür bestimmt waren, den Luxus dieses „Jungfrauen-Hofes“ zu erhalten, wie man ihn aus Spott nannte. All diese Frauen gaben sich unzähligen Männern hin, die sie nader töten ließen.

Viele Männer fanden so ihren Tod, darunter einfache Bauern, vorausgesetzt, daß sie schön und jung waren. Nach einem Tag und einer Nacht, die sie im Palast verbracht hatten, starben sie vergiftet, und ihre Leichen häuften sich in

dem Zimmer an, das Sir John Marshall soeben 16 Jahrhunderte später nach langen und schwierigen Ausgrabungen entdeckt hat.

Dieserjenige, die nicht den Mut hatten, ihre Diebhaber von einer Nacht zu töten, stiegen in ein besonderes Zimmer hinunter und tranken einen Becher Gift mit ihrem letzten Auf. So starben die Liebenden, einer im Arm des andern.

Liebe und Reichtum in der Arktis

(P.S.) Händler, die aus der Arktis zurückkehrten, erzählen die Geschichte eines Mannes, der in den Schneewüsten sein Glück gefunden hat. Vor einem Jahre ging der junge Kanadier D'Arch Arden auf die Goldsuche. Mit spärlichem Proviant, Spaten und Waschkübel ausgerüstet, wanderte er in die riesigen Eindröden, die den „Großen Ären-See“ umgeben. Endlich kam er hungrig, krank und niedergeschlagen in ein Eskimodorf an der Cameron-Bay. Die Dorfbewohner nahmen sich liebevoll seiner an, pflegten ihn gesund und ernährten ihn. Ein Eskimomädchen, genannt „Doq-ribbed-Squaw“, war besonders nett zu ihm. Nach kurzer Werbung heiratete er sie und wurde auch in den Stamm aufgenommen. Die Eskimos nahmen den jungen Mann nun auch auf ihre Erkundungsfahrten mit. Eines Tages fanden sie Radium. Sie steckten in Ardens Namen ein Claim ab. Bald war er ein reicher Mann. Jedermann erwartete nun, daß er zur Zivilisation zurückkehren würde, um sein Geld dort zu verleben. Aber Arden weigerte sich, seine neue Heimat zu verlassen. Er erklärte, daß er seine Frau und seine Kinder liebe und dort bleiben wolle. Er hat sich dort in dem Dorf ein Haus gebaut und zieht es vor, unter den Schwierigkeiten seiner Wahlheimat zu leben, als sein Geld in der sogenannten besseren Welt der Zivilisation auszugeben. Seine Frau wollte ihn sohar freigeben, aber er nahm dieses Opfer nicht an.

Wußten Sie das schon?

Daß die Vereinigten Staaten, Holland und Dänemark diejenigen Länder sind, die den größten Seifenverbrauch der Welt haben, daß zum Beispiel in Nordamerika auf den Kopf der Bevölkerung pro Jahr 23 Pfund Seife kommen?

Daß früher in den Dorfschulen, wo der Unterricht meist sehr früh begann, jedes Kind ein Talglätt mitbringen mußte zum Beleuchten und einen Arm voll Holz zum Heizen des Schulfimmers?

Daß es noch bis vor gar nicht langer Zeit in China Zeitungen gegeben hat, die auf gelber Seide, statt auf Papier, gedruckt wurden?

Daß man das Gesamtgewicht des Erdballs mit 5736 Trillionen Tonnen berechnet hat?

Daß es in Australien bei den Eingeborenen Sitte ist, daß der nächste männliche Verwandte eines Ermordeten mit dem Kopfe auf dem Körper des Toten schlafen muß, damit ihn im Traume der Geist des Toten besuche und ihm den Namen des Mörders offenbare?

Daß die Bewohner ganz Mittel- und Ostafrikas heute noch in der angenehmen Lage sind, durch keinerlei aufregende Zeitungsnachricht aus ihrer Arwald- und Büstenruhe gebracht zu werden?

Steine als Geld werden auf einer der Karolineninseln, der Insel Yap, benutzt. Dieses Zahlungsmittel wurde schon vor Jahrhunderten dort in Gebrauch genommen. Die Insel nämlich besteht aus Basalt und Korallenklippen. Als Eingeborene in ihren gebrechlichen Kanus auf Inseln kamen, die aus Granit bestanden, sahen sie dieses ihnen fremde Gestein als etwas Kostbares an und nahmen mit Lebensgefahr große Mengen davon mit heim nach Yap. Da jeder Eingeborene den Wunsch hatte, solche Steine zu besitzen, wurden sie mit der Zeit zum Zahlungsmittel, also zum Geld in unserem Sinne. Da mehr Steine gebraucht wurden, mußten sich weitere Expeditionen hinauswagen, um das kostbare Gestein zu holen. Bei diesen Zügen aber gingen viele Menschenleben verloren. Heute gibt es Münzgeld auf der Insel, das aber von den Eingeborenen wenig benutzt wird.

Im Jahre 1819 fuhr das erste Dampfschiff von Europa nach Amerika. Es brauchte 28 Tage. Damals war die Schiffsreise nach Amerika ebenso gewagt wie heutzutage ein Ozeanflug, und man verfolgte die Fahrten der kühnen Dampfschiffspioniere mit der gleichen Begeisterung, mit der man heute die Flugzeuge und Luftschiffe verfolgt. In alten Tagen dauerte es mehrere Monate, mit dem Ochsenwagen von New York nach San Francisco zu fahren. Heute fährt die Pazifikbahn, wie ein fahrendes Zugshotel eingerichtet, quer durch die Vereinigten Staaten in vier bis fünf Tagen. Sie fährt mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometer die Stunde, während die erste Eisenbahn, die vor hundert Jahren gebaut wurde, eine Geschwindigkeit von nur 30 Kilometer in der Stunde hatte.

Die Form des Haares hat Einfluß auf seine Lockigkeit. Wenn das einzelne Haar röhrenförmig ist, wächst es meist glatt, ist es aber flach und bandförmig, so hat es die Neigung, sich zu locken.

Einen zeitweise verschwindenden See gibt es in Georgien in der Nähe von Wladostia. Der mehr als einen Kilometer breite See verschwindet in jedem dritten oder vierten Jahr, da das Wasser des seichten Sees in unterirdische Höhlen strömt. Nach etwa einem Monat pflegt sich der völlig trocken gelegte See von neuem mit Wasser zu füllen.

Der berühmte Naturwissenschaftler Carban Pieronymus (im 16. Jahrhundert) starb aus Angst vor dem Tode. Es war ihm prophezeit worden, daß er bald sterben würde, und aus Furcht davor nahm er keine Nahrung mehr zu sich, sondern hungerte sich zu Tode.

Weiteres

Kaiser Franz Josef II. hatte einmal wieder Streit mit dem Grafen Kannib und schickte ihm daher einen erbosteten Brief mit der Bemerkung: Kannib, Sie sind ein Fiel. gez. Franz Josef der Zweite.

Gespräch. „Hiller hat mich überzeugt!“ — „Von was?“ — „Von Werte der Demokratie!“

Göring steht mit Bergmannsuniform vor seinem Palast. Adolf kommt vorbei und fragt: „Gehst du nach Buggingen?“ — „Nein“, meint der General, „ich kriege Kohlen ins Haus.“

Wahnung. — „Zum letzten Male erinnere ich Sie an Ihre Schuld.“ — „Mir schon recht. Ich habe diese ewige Wahnerei schon lange satt.“

Ein kleiner Knirps möchte baden gehen und braucht zu diesem Zwecke eine Schwimmbühne. Seine Mutter geht mit ihm um eine solche in den Laden, und das Fräulein probiert die gewünschte Nummer, indem sie das Höschen auflert an dem Kleinen hinhält. Alles klappt, die Mama will mit dem eingepackten Höschen zur Kassa gehen — da pupst sie der Kleine und sagt: „Mutterl — ich brauch ja auch was für hint ...“

Druckfehler. — „Noch immer brüllte das Kind unverdrossen weiter!“

Beim Photographen. — „Ich möchte mein Bild vergrößert haben, aber den Mund lassen Sie, bitte, wie er ist.“

Sprachunterricht. — „Fritz, du lernst doch griechisch? Erkläre mir doch den Ausdruck: Dippologie.“ — „Was, jetzt in den Ferien?“

Mutter fragt Mutter (deren beide Kinder vierhändig spielen): „Was spielst du denn da, Max?“ — „Die Mondschneeflocken von Beetshoben!“ — „Und du, Fritz?“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 225.

Von Raimund Schwarz, Klostergrab

Schwarz: Kd7, Dg1, Tg2, Lb4, Sa8, b1, Bc5, g5, h4. (9)



Weiß: Kd7, Td2, Lg6, g7, Sa4, d1, Be3, g3. (8) Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 222: Dg8-b8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Reichel Ernst u. Reichel Walter, Drakowa; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hleke Josef, Fritz Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Schwarz Raimund, Klostergrab; Diannebler Emil, Tetschen; Hyna Franz, Hostomitz; Stepanek Paul, Neuern; Kraus Gerhard, Turn; Ulbert Rudolf, Proseditz; Trlitsch Gustav und Schramm Kurt, Wisterschan.

B. W. Arnsdorf b. T.: Nr. 25 geht noch immer nicht wegen Sd3-e5 Matt im 1. Zuge.

Von Trupschitz und Neustadt noch keine Meldung zur Kreismeisterschaft eingelangt. Sofort nachholen.

Im Serienspiel gewann Tetschen gegen Eulau mit 5:3 Punkten.

Die Hängepartie aus dem Wettkampf Wisterschan gegen Eichwald (1. Brett) endete remis. Endstand des Kampfes 7½:½ für Wisterschan.

Sektionsleiter, Achtung!

Berichte von Wettkämpfen oder sonstigen Veranstaltungen sind sofort an obige Adresse zu senden. Redaktionsschluss stets am Dienstag.